

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 11

Artikel: Leipzig unter den Amerikanern : ein Tatsachenbericht
Autor: Ackerknecht, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

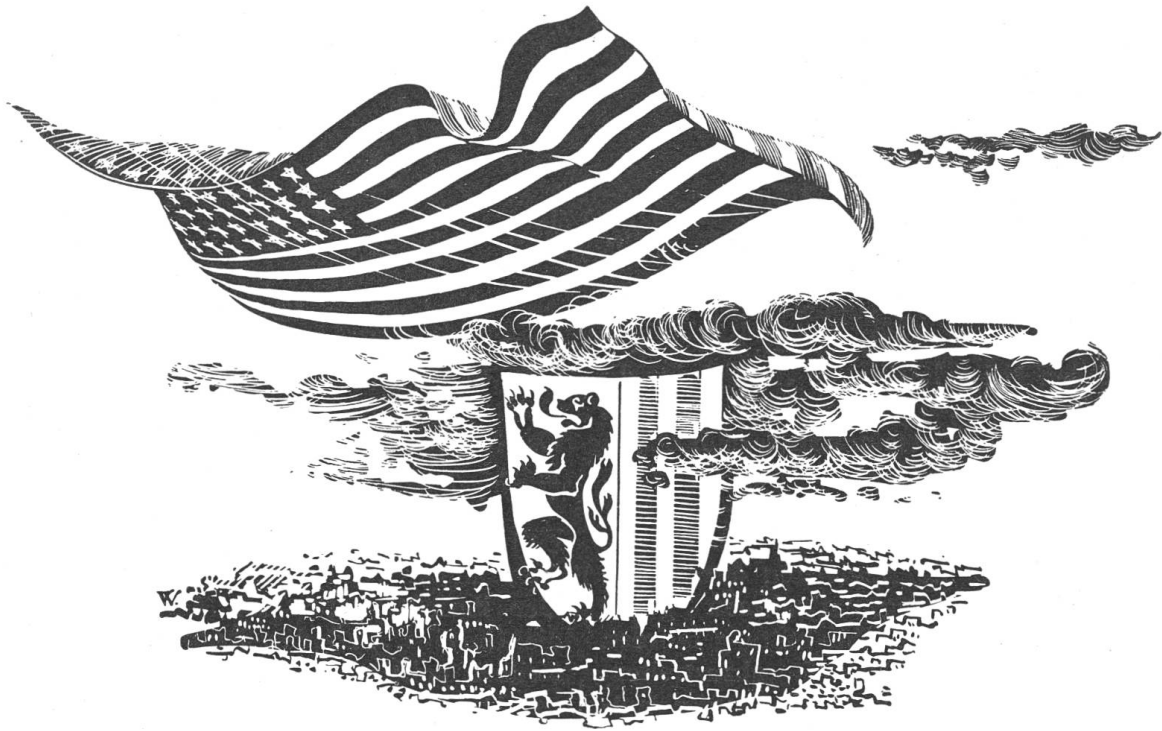
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Leipzig unter den Amerikanern

Ein Tatsachenbericht von Prof. Dr. Eb. Ackerknecht

Illustration von H. P. Weber

Es war am 19. April. Unsere kleine Hausgemeinschaft saß im Luftschutzkeller beim Mittagessen; wir hatten bereits die Nacht dort zugebracht. Wir wußten nicht, wie weit die Amerikaner sich bereits genähert hatten und dachten im Augenblick nicht an sie. Auf einmal hörten wir, wie sich die Türe öffnete. Martha erschrak sehr. Als ich mich umdrehte, erblickte ich in der Türspalte einen amerikanischen Feldsoldaten mit Gewehr. Ich stand auf, öffnete die Türe weit und fragte auf Englisch, was er wolle. Er gab keine Antwort, doch sah ich hinter ihm noch sechs seiner Kameraden, darunter einen Neger, der übrigens jung und hübsch war.

In einen leeren Raum, der sich neben unserm Luftschutzkeller befand, marschierten alle sieben hinein und blieben dort stumm stehen. Ich erkundigte mich nach dem Unteroffizier, den ich dann auf der Treppe mit einem transportablen Telefon fand; vor dem Hause stand ein Auto mit Antennen. Es handelte sich offenbar um eine Gruppe, die unser Gebiet durchkämmen mußte. Ich fragte den Unteroffizier, ob er etwas Bestimmtes zu sehen wünsche. Da das nicht der Fall war, verabschiedete ich mich mit «All right» und ging weiter essen. So verlief mein erstes Zusammentreffen mit den Amerikanern.

Als alle sieben schweigend, wie sie gekommen, wieder abgezogen waren, hatte Martha etwas in der Umgebung zu besorgen. Sie kam mit dem Bescheid zurück, daß im benachbarten Garten ein Toter liege. Es war ein deutscher Unteroffizier, der auf dem Wege nach Hause gefallen war. Sonst gab es in unserm locker besiedelten Wohngebiet beim Einzug der Amerikaner weder Opfer noch Schäden.

* * *

Seit Ende Februar war der Stadtkern von Leipzig vielleicht zu etwa 80 % zerstört. Die Vorstädte im Westen und Osten sind verhältnismäßig gut weggekommen. Schlechter stand es im Süden und im Norden. Die Vorstadt Gohlis war besonders am 27. Februar und ein zweites Mal am 6. April schwer mitgenommen worden. Die Bombardierungen der Amerikaner waren so planmäßig darauf abgestellt, den Nachschub für die Deutschen abzuschneiden und den Einmarsch in Leipzig freizulegen, daß man sich immer ungefähr ausrechnen konnte, was bei der nächsten Bombardierung drankommen werde.

Gearbeitet für die Rüstung wurde bis zum Schluß, sowohl in den Erla-Werken, wie in den Motorenwerken und den Junkers-Werken, allerdings, namentlich durch die Alarme, sehr gehemmt. Aber auch in allen andern Geschäftszweigen wurde der Betrieb mehr oder weniger aufrechterhalten, auch in den Druckereien, die außerhalb der Stadt ihre Arbeitsstätten in Auslagerungswerken verteilt haben. So war z. B. kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner in den Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften noch aus meinem Institut ein Werk über die Zunge des indischen Elefanten, sehr schön ausgestattet und illustriert, herausgekommen. Ich habe sogar damals noch die Separatabzüge ins Ausland verschickt; ob sie angekommen sind, weiß ich nicht.

Auch sonst hatte auf der Universität die wissenschaftliche Arbeit nie ganz auf-

gehört, wenn auch in einer Reihe fast völlig zerstörter Institute nicht mehr gearbeitet werden konnte. In der physikalischen Chemie z. B. war man allerdings außerdem sehr behindert, weil die feinen Apparate durch die ständigen Erschütterungen stark gelitten hatten. Unsere veterinär-anatomische Sammlung war zwar zerstört und frisches Material schwer zu beschaffen, aber die Direktoren des städtischen Schlachthofes und des Zoologischen Gartens stellten uns Material zur Verfügung, so daß wir mit Sektionen weiterarbeiten konnten.

Manche Doktoranden konnten ihre Arbeiten noch abschließen. Einer derselben hatte seine Braut auf einem Gut bei Zeitz. Dort fuhr er in der alarmreichen Zeit jeweilen mit der Schreibmaschine für einige Tage hin. Während die veterinärmedizinische Fakultät im Frieden bis zu 400 Studenten zählte, waren mir schließlich gegenüber dem frühern Hundert noch 10—15 vorklinische Studenten geblieben, meistens Kriegsversehrte oder Fräulein. Die Leistungen der Studenten blieben aber bis zuletzt ganz vorzüglich. Alle, die noch studieren konnten, retteten sich in die Arbeit; sie wollten viel lernen, um einmal später etwas Rechtes zu leisten.

In meiner Fakultät war keiner der Professoren zum Volkssturm eingezogen worden. Die psychische Belastung war wohl sehr groß; aber ich fühlte mich doch noch sehr wohl leistungsfähig und sagte mir, daß ich, solange mir nicht ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, noch denken könne. Auch mein Präparator verblieb in treuer Arbeitsgemeinschaft mit mir stets verbunden, ebenso eine junge Studentin, eine gute Zeichnerin, die sich auch als Assistentin ausgezeichnet bewährt hat.

* * *

Die Verpflegung war wegen der wachsenden Schwierigkeit, die Lebensmittel heranzuführen, sehr knapp geworden. Wer keine Zeit hatte, den ganzen Tag Schlange zu stehen und keine Kinder, die das besorgten, war schlimm daran. Es wurde

viel gehungert; aber von einer eigentlichen allgemeinen Hungersnot konnte man noch nicht sprechen. Kurz vor dem Einzug der Amerikaner waren größere Lebensmittelvorräte freigegeben worden. Einer meiner Bekannten konnte damals auf einmal mehrere Pfund Butter kaufen. Wir allerdings erhielten, weil wir zu spät kamen, nichts davon.

Die seelische Verfassung der Bevölkerung war für die Besetzung vollkommen reif. Der einzige Gedanke, der alle, auch die allermeisten Parteigenossen beschäftigte, war die Hoffnung auf ein rasches Ende. Der Bürgermeister Freiberg, der sich kurz darauf zusammen mit seiner Frau vergiftete, löste am 18. April mit seiner Bekanntmachung, daß Leipzig als offene Stadt erklärt werde, allgemeine Genugtuung aus. Der plötzliche Entschluß einiger Fanatiker, Leipzig doch noch zu verteidigen, rief tiefe Bestürzung hervor. Der Widerstand in der Gegend des Völkerschlachtdenkmals erwies sich zwar als hartnäckig, aber als relativ unbedeutend. Er hörte am 20. April völlig auf und hat nicht mehr sehr große Opfer gefordert. Viele Volkssturmkompanien waren nicht bewaffnet oder sind nicht zum Einsatz gekommen. Sonstiges Militär sah man auch nicht in größeren Mengen.

* * *

Beim Einzug der Eroberungstruppen kam es zu einigen Mißgriffen. Man muß verstehen, daß Soldaten, die eben erst ihr Leben im Kampf eingesetzt hatten, sich anders verhielten als die Besatzungstruppen, die jene nach einigen Tagen zur Hauptsache ablösten. Die letztern hatten mehr die Eigenschaften und Funktionen der Polizei. Ihr Auftreten war im Rahmen der kriegsbedingten Härten sehr anständig. Ganze Wohnblöcke mußten zwar geräumt werden. Es wurde z. B. um 6 Uhr

der Befehl erteilt, daß um 8 Uhr alle Wohnungen eines Gebäudekomplexes zur Aufnahme der Truppen bereit sein mußten. Die Amerikaner stellten aber zusätzlich den Deutschen Wagen zum Transport zur Verfügung für Betten, Kleider, Vorräte; alles mußte weggeschafft werden. Das war für die Betroffenen hart. Aber es war notwendig und selbstverständlich. Auch Villen wurden so geräumt. Ein Arzt, ein berühmter Geburtshelfer, mußte seine schön gepflegte Villa, die völlig unbeschädigt geblieben war, einem hohen Stab abtreten. Die Amerikaner verhielten sich ihm gegenüber, wie er mir erzählte, sehr liebenswürdig. Daß es ihm trotzdem schwer fiel, nun in seiner Klinik mit seiner Frau mit einem Zimmer vorliebnehmen zu müssen, ist wohl verständlich.

Auch unsere bombengeschädigte Wohnung wurde von Amerikanern, die nach Quartierumschau hielten, besichtigt. Aber sie lächelten nur, als sie unsere bescheidenen Wohnstätten sahen. Sie dachten wohl, wir Professoren leben wie Diogenes im Faß. Sie zogen Villen mit Ölgemälden und guten Betten vor. Solche Häuser haben sie dann hauptsächlich belegt. Sie wollten begreiflicherweise in ihren Quartieren möglichst wenig vom Krieg spüren. Bald nach dem 20. April waren die Amerikaner schon mehr oder weniger eingerichtet. Wir blieben in unserer Wohnung fortan unbehelligt.

* * *

Im Veterinär-Anatomischen Institut begannen wir bald nach Aufhören der Luftgefahr wieder einzuräumen und die Gegenstände, die in die Keller verbracht worden waren, hinaufzuschaffen. Nicht sehr lange nach der Besetzung erschien im Institut eine Kommission, der ein Professor der Landwirtschaft angehörte, ein britischer Colonel und ein amerikanischer

Mediziner mit dem Grad eines Commanders. Der Arzt verweilte nur kurz. Ihn interessierte die medizinische Fakultät. Der Landwirt, der mich als Dekan der Fakultät und Direktor des Institutes aufgesucht hatte, blieb. Ich führte ihn zu dem einzig noch ortsanwesenden Professor der Landwirtschaft; denn er wollte sich über Sachen der Ernährung unterhalten, über die ihm auch der Präsident der Reichs-Vitaminanstalt Auskunft geben konnte. Jene hatten in wenigen Minuten Kontakt durch gemeinsame Bekannte in England. Über Politik wurde kein Wort gesprochen. Nach der Unterredung führte mich Colonel Jakes in seinem von einem Neger geführten Wagen heim, um es mir zu ersparen, auf die Straßenbahn warten zu müssen.

Schon anderntags um neun Uhr erschien eine zweite, rein amerikanische Kommission: ein Major und ein Rittmeister. Die beiden Veterinäre wollten sich einerseits die Schäden in unsern Instituten ansehen und die Möglichkeit prüfen, diese zu reparieren. Andererseits wollten sie sich nach der Einstellung der Professoren zur NSDAP erkundigen. Ich legte ihnen das Programm der Fakultät vor. Jeder einzelne der Professoren wurde durchbesprochen. Ein eigenartiger Zufall wollte, daß der eine jener beiden Herren als Schweizer ein ehemaliger Schüler von mir an der Universität in Zürich gewesen war. Er machte mich sofort darauf aufmerksam, und der Kontakt war da. Er definierte mir, wer für die Amerikaner als «Nazi» gelte, d. h. von der Weiterarbeit ausgeschlossen würde: Es genüge dazu nicht, daß einer lediglich der Partei angehört habe. Entscheidend sei, ob einer in der Partei ein Amt ausübte oder dieses Amt zu seinem Vorteil benützt hatte, oder gar um andere zu schikanieren, kurz, ob er ein «praktizierendes» Parteimitglied war.

Ich selbst hatte der Partei stets ferngestanden. Ein Fakultätskollege war bereits verhaftet, ein anderer als Major in Kriegsgefangenschaft genommen worden. Von den ortsanwesenden Professoren mei-

ner Fakultät wurde bisher keiner beanstandet.

Wenige Tage darauf erschien Colonel Reynolds, der Chef-Veterinär aus dem Quartier Eisenhower, im Institut. Er erklärte, mich so spät — es war sechs Uhr abends — nicht mehr belästigen zu wollen und machte auf den Sonntag um 9 Uhr vormittags ab. Er fragte dabei, ob es wohl mit Englisch gehen würde; ich bat ihn, obschon ich ein wenig Englisch spreche, einen Dolmetscher mitzubringen. Ich hatte für diese Besprechung auch meine Kollegen alarmiert und teilte das Colonel Reynolds mit. Er zog sie aber nicht zur Unterredung bei. Das Vertrauen, das er mir entgegenbrachte, führe ich nicht zuletzt auf den Einfluß jenes Schüler-Kollegen zurück. Nochmals wurde die Professorenliste durchgenommen. Der Professor, der sich als Major in Kriegsgefangenschaft befand, hatte übrigens bereits vom Military Government (Major Eaton) die Erlaubnis, drei Tage der Woche seine Kliniken abzuhalten, obschon er bei der SS einstmals vorübergehend als Veterinär eines Reitersturmes Dienst getan hatte. Dieser Entscheid war richtig; denn der betreffende Kollege hatte mit der SS sonst nichts zu tun gehabt und war als Akademiker dort außerordentlich schikaniert worden.

Colonel Reynolds erwies sich als ein sehr konzilianter Herr und als hervorragender Fachmann. Er interessierte sich für alle unsere neuesten Arbeiten. Ich mußte ihm auch unsere Instituts-sonderdrucke zeigen, von denen er schließlich viele mitnahm. Bei zwei Arbeiten, die das sogenannte Ackerknechtsche Organ betrafen, das ich das Glück hatte zu entdecken, war er so liebenswürdig, um eine handschriftliche Widmung zu bitten.

Mein Eindruck von dem Vorgehen der Amerikaner an der Universität ist ausgezeichnet. Ich habe die Überzeugung, daß sie nicht beabsichtigen, die Forschung zu unterbinden, sondern ehrlich bestrebt sind, mitzuhelfen, diese wieder zu ermöglichen. Bei andern Fakultäten ist man zwar nicht ganz dieser Meinung. Es

herrschte da und dort das Gefühl, daß es den Amerikanern mehr darum gehe, sie wissenschaftlich auszukundschaften. Ich halte diese Einstellung für bedauerlich und irrig: Es gibt in der Wissenschaft nichts auszuspionieren. Sie gilt ja weder einer Stadt noch einem Land, sondern der Menschheit.

Von der medizinischen Fakultät wurde beispielsweise ein Professor, der bei der SS war, fortgeholt. Dann aber ließ man ihn wieder arbeiten, weil das für wichtiger betrachtet wurde. Allerdings steht er weiterhin unter Aufsicht. Ein anderer, ein wirklich praktizierender Nazi, hingegen kam ins Gefängnis. Die juristi-

sche Fakultät war für ihre antinazistische Einstellung bekannt, noch mehr die theologische. Etwas anders stand es mit den philosophischen Fakultäten I und II.

* * *

Soweit ich es beurteilen kann, gingen die Amerikaner auch bei der Säuberung der städtischen Verwaltung zweckmäßig vor. Es gab, als ich Leipzig verließ, meines Wissens in den obersten Posten keine Nazis mehr. Der Polizeidirektor z. B. hatte den gleichen Posten früher während der Republik inne. In den untern Verwaltungsstellen blieben zwar wohl ein-

Schlacht am Morgarten



FB
41

Holzchnitt

Fritz Budser

zelne Nazis, sofern ihre Arbeit zunächst als unentbehrlich erschien. Die Deutschen jedoch, die jetzt am Ruder sind, erwiesen sich ihrerseits in der politischen Beurteilung bedeutend strenger als die Amerikaner; so wurde eine ganze Reihe höherer städtischer Beamter fristlos entlassen, weil sie, wenn auch nicht praktizierende, so doch Parteileute waren.

Im allgemeinen sind wohl die schlimmsten Parteibonzen gefaßt. Anfänglich liefen zwar noch einige herum, von denen man sich fragte, warum sie noch nicht festgenommen seien. Aber da die Bevölkerung selbst scharf darauf ausgeht, ihre frühern Peiniger bestraft zu sehen, wird sie das verdiente Gericht erreichen. Mancher sei, obschon er bisher von den Amerikanern nicht beanstandet worden war, schließlich aus lauter Angst vor jener Einstellung der Bevölkerung nach Süddeutschland geflohen.

* * *

Am 18. Juni, also ungefähr zwei Monate nach dem Einzug der Amerikaner, habe ich Leipzig verlassen und bin in die Schweiz gefahren. Im allgemeinen funktionierte damals ziemlich vieles wieder; von einem Chaos war keine Rede. Die Arbeiterzüge zirkulierten, in den Erla-, Junkers- und Motorenwerken wurde gearbeitet. Auch die Druckereien haben zum Teil ihren Betrieb wieder aufgenommen. Natürlich durften sie nicht drucken, was sie wollten, sondern nur auf Erlaubnis des Government. Einzelne Handwerker, deren Betrieb seinerzeit als nicht kriegsnotwendig geschlossen worden war, hatten bereits wieder ihre Werkstätten bezogen und, soweit sie sich Werkstoffe beschaffen konnten, zu arbeiten begonnen. Die Frauen, welche die Partei zum Dienstinsatz gezwungen hatte, waren wieder frei.

Eigentliche Arbeitslosigkeit großen Stils gab es noch nicht. Die Banken durften wieder für Gehälter Geld auszahlen. Auch die Angestellten und Beamten bekamen wieder ihre Bezüge.

Allerdings wurde von den Banken auf einmal nicht mehr als 300 RM. in bar ausbezahlt und auch nur dann, wenn man nachweisen konnte, daß man nicht mehr als 200 RM. Bargeld besaß. Auch den Familien mit Angehörigen in der Wehrmacht wurde wieder Geld übermittelt, jedoch gegenüber vorher eine relativ nur kleine Summe und ohne Unterschied des Ranges. Allerdings haben die höheren Chargen noch wohlgefüllte Bankkonten, da sie während des Krieges ja doch nicht in der Lage waren, viel Geld auszugeben. Aus den Bankkonten dürfen übrigens Hauszinse, Kohlenrechnungen, Steuern usw. direkt überwiesen werden, ohne die erlaubten Barbezüge zu beeinträchtigen.

Das Geld war also inzwischen rar geworden und deshalb mehr wert als vor der Besetzung. Die Lebensmittelpreise sind aber auch deshalb nicht gestiegen. Wer jedoch nicht unbeschränkt Zeit hatte, auf Lebensmittel auszugehen, konnte sich nur äußerst dürftig ernähren. Einer meiner in einer höheren Beamtenstellung befindlichen Bekannten sagte mir, daß er oft stark Hunger leide. Er arbeite von 8 bis 16 Uhr durchgehend. Eine bescheidene Mittagsverpflegung werde in den Betrieb markenfrei von einer Wirtschaft über die Straße geliefert. Außerdem hatten die Leute von zu Hause noch etwas Zwischenverpflegung mitgenommen. Am Abend waren sie darauf angewiesen, daß ihre Frauen beim Schlange stehen etwas ergattert hatten. Immerhin war die Ernährungslage so, daß man sich in allen Bevölkerungsschichten mit großer Mühe und Umsicht über Wasser halten konnte. Der Schwarzhandel trat nach dem Einmarsch der Amerikaner noch viel auffallender in Erscheinung. Es sollen für eine Zigarette 5 RM., für ein 3-Pfund-Brot 150 RM. und für ein Pfund Kaffee 500 RM. bezahlt worden sein.

Alle männlichen Parteigenossen bis zum 60. Altersjahr, ob Generaldirektor oder Ausläufer (ausgenommen Bahn- und Postbedienstete u. ä. m.), wurden von Zeit zu Zeit für eine abgestufte Gesamt-

dauer zu öffentlichen Arbeiten aufgeboten. Sie bekamen von der Polizei eine Aufforderung, sich z. B. morgens um 7 Uhr mit einer Schaufel an einem bestimmten Ort zu melden. Meistens besorgen sie Aufräumarbeiten; es wird geschaufelt und Steine geklopft. Diese Strafarbeit der Nazis, die sonst alle Parteimitglieder erfaßt, ist unbezahlt. Auch für die Verpflegung haben sie selbst zu sorgen.

* * *

Die Schulen, außer den Kindergärten, waren noch alle stillgelegt, während bis kurz vor dem Einzug der Amerikaner noch Schule gehalten wurde, allerdings durch den Lehrermangel und die vielen Alarme sehr behindert. Nach dem Einzug der Amerikaner behelfen sich die Eltern, die dazu in der Lage waren, so, daß sie einige Buben zusammennahmen und ihnen einen Privatlehrer gaben. Andere Eltern unterrichteten ihre Kinder selbst. Meistens nahmen dann noch einige andere Buben an dem Unterricht teil. Einer meiner Kollegen arbeitete täglich mit seinem zwölfjährigen Sohn Latein und Mathematik.

Das Problem, die Hitlerjugend unter 14 Jahren umzuerziehen, betrachte ich nicht als ganz so schwierig, wie es mancherorts in der Schweiz angesehen wird. Man darf nicht vergessen, daß diese Hitlerjugend, wenigstens soweit ich mit ihr in Berührung kam, keineswegs so begeistert war, wie man das etwa annimmt. Einmal wurden sie dort nicht selten von 14jährigen Lämmern so drangsaliert und schikaniert, daß ihnen die Lust daran verging. Andererseits taten sehr viele Eltern ihr möglichstes, um ihre Kinder wieder der Familie zuzuführen. Die meisten Kinder meiner Bekannten haben sich in irgendeiner Weise von der Hitlerjugend gedrückt. Es wurde ihnen wohl etwa einmal die Polizei ins Haus geschickt, sie wurden vielleicht verwarnt oder gar über den Sonntag bei Wasser und Brot eingesteckt, und doch haben sie

immer wieder gefehlt. Die Abneigung gegen die Hitlerjugend war schon vor Jahren groß. Jedoch ist es auch vorgekommen, daß ein Bub seinen Vater denunziert hat. Es scheint mir weniger schwer, die Hitlerjugend von ihren Nazi-Neigungen abzubringen, als sie für einen neuen Gedanken zu gewinnen. Die schwerste Aufgabe werden jene Jugendlichen stellen, die keinen Rückhalt in der Familie haben und deren Leben sich zur Hauptsache auf der Straße und in den Lagern abspielte.

* * *

Soweit ich das von meinem Gesichtskreis aus beurteilen kann, sind die Anschauungen über eine allgemeine Verwilderung der Sitten übertrieben. Es wurde viel darüber gesprochen, daß z. B. die Zahl der unehelichen Geburten riesig zugenommen habe. Es mag sein, daß bei den BDM- und bei den Blitzmädel-Verbänden sie nicht eben selten waren. Man kann vielleicht von einer Auflockerung der Sitten sprechen, aber bestimmt nicht von einer Verwilderung.

Die Kriminalität ist merklich gestiegen. Man gibt dafür allgemein die Hauptschuld den Fremdarbeitern. Diese sind daran wirklich weitestgehend beteiligt: Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner bildeten sie richtige Banden, die auch in der Nähe von Leipzig raubten und plünderten. Aber es ist nicht richtig, die langsame Zunahme der Kriminalität nur den Fremdarbeitern in die Schuhe zu schieben.

* * *

Die amerikanischen Truppen erfreuten sich bei einem Großteil der Bevölkerung solcher Beliebtheit, daß den Truppen befohlen wurde, größere Distanz zu halten. Diesem Befehl wurde nachgelebt. Eine besondere Anziehungskraft für gewisse Frauen hatten die farbigen Amerikaner. Sie sahen nicht selten hübsch aus, führten sich gut auf und hatten oft besonders saubere Quartiere.

Die Möglichkeit zu Vergnügungen war sowohl für die Bevölkerung wie für die Truppen äußerst beschränkt. Es gab nur noch sehr wenige Gaststätten, in denen man etwas zu sich nehmen konnte. Dies auch wegen des Verbots, daß ohne besondere Erlaubnis sich nicht mehr als fünf Personen versammeln dürfen. — Die seltenen Tanzlokale, die nicht verbombt waren, blieben den Amerikanern reserviert. Für ihre Bälle erließen diese an die deutschen Mädchen Einladungen mit der Zusicherung, per Auto abgeholt und wieder nach Hause gebracht zu werden. Wie sich diese Einladungen herumgesprochen haben, weiß ich nicht. Aber auch ich habe von ihnen gehört und habe selbst ein Auto gesehen, in dem solche Dämchen abgeholt wurden. Sie waren schön aufgemacht, und man hatte ihnen Pelze umgehängt. Viele Hunderte machten mit. Daß die Haltung dieser Frauen nicht allgemein gebilligt wurde, ist klar.

* * *

Anfangs Juni, etwa zwei Wochen bevor ich Leipzig verließ, wurde bekannt, daß die Russen die Stadt besetzen würden. So groß die Beruhigung der Leipziger gewesen war, als man wußte, daß die Amerikaner die Stadt besetzen würden, so groß war nun die Furcht. Sofort setzte eine Flucht nach Westen ein, vor allem strömten Ostarbeiter, Polen und Ukrainer, soweit sie nicht anderweitig erfaßt worden waren, nach Westen. Viele Ukrainer waren allerdings bereits zwangsweise in die russisch besetzten Gebiete geführt, d. h. nach dem Osten abgeschoben worden.

Sobald es hieß, daß die Russen kommen, zog jeder seinen ältesten Kittel an. Hüte trug man womöglich nicht mehr, sondern Mützen. Zahlreiche Familien ergriffen die Flucht, und es wären gewiß noch mehr geflohen, wenn die nötigen Beförderungsmittel zur Verfügung gestanden hätten. Die meisten konnten ihre Sachen nur auf ein Handwägelchen laden und vielleicht noch einen Koffer auf ein Fahrrad packen. Alles andere mußten sie

zurücklassen. Überdies brauchte es, um nach Westen zu kommen, anfänglich noch einen Ausweis und eine glaubwürdige Ausrede.

Ich selbst hatte wenig Verbindung mit dem russisch besetzten Gebiet in der Nähe von Leipzig. Ein früherer Regierungsrat, der herüber gekommen war, erzählte, daß er wieder zurückkehre, um seinem Schwiegervater bei dem Neuaufbau seiner Fabrik zu helfen. Eine Bekannte aus einer russisch besetzten Kleinstadt sagte, es gefalle ihr dort besser, und sie sei noch nie belästigt worden. Wohl sei dort ein Ausstattungsgeschäft geplündert worden, aber die Ware, soweit sie wieder gefunden wurde, habe man den Besitzern zurückerstattet. Von Deportationen hatte sie nichts gehört. Bloß auf den Rittergütern, die vorher Fremdarbeiter beschäftigt hatten, seien Ausschreitungen vorgekommen. Sie wurden aber eher den Fremdarbeitern als den Russen zugeschrieben.

* * *

Beim Einzug der Amerikaner waren in Leipzig Kommunisten als « Nationales Komitee » mit Anschlägen an die Öffentlichkeit getreten. Diese waren dann von den Amerikanern verboten worden. Sobald feststand, daß die Russen Leipzig übernehmen würden, meldeten sich aber die Kommunisten wieder. Sonst war von einer politischen Regsamkeit nichts zu spüren. Aber nicht etwa nur, weil jede politische Betätigung verboten war. Es gab kaum mehr eine Geselligkeit. Auch in den Häusern nicht, die völlig verschont geblieben waren. Jeder blieb möglichst für sich, auch nach der Besetzung, als man wieder frei sprechen konnte. Nur die nächsten Bekannten kamen noch ab und zu zusammen.

Die Erkenntnis der totalen Niederlage Deutschlands ist nach diesem Krieg allgemein. Die Ansicht, daß das deutsche Volk am Kriege mitschuld sei, weil es die Partei nicht hinderte, diesen auszulösen und zu führen, teilt allerdings nur ein ganz kleiner Prozentsatz der Bevölkerung. Der Glaube an die Partei war in den Krei-

sen, in denen ich verkehrte, schon lange vor der endgültigen Niederlage zusammengebrochen. Man hörte immer wieder den Ausspruch: «Leider haben wir jetzt das, was die Partei verdient hätte.» Der Haß auf die Parteigrößen ist ungeheuer. Es erbittert die Leute, ihr Vertrauen solchen Lumpen geschenkt zu haben. Die feigen Selbstmorde dieser «Führer» haben allgemein Empörung hervorgerufen.

Man hört etwa die Hoffnung aussprechen, daß irgendeine Persönlichkeit (vielleicht ein General) von großem Willen und anständigem Charakter auftreten möchte, der fähig wäre, das entsetzliche Erbe, das der Nationalsozialismus hinterlassen hat, zu liquidieren und Deutschland wieder aufzubauen. Aber auf neue Gedanken, wie das geschehen könnte, bin ich nirgends gestoßen.

Die Greuel in den Konzentrationslagern waren viel weniger bekannt, als man hier in der Schweiz annimmt. Man vernahm davon wohl ab und zu etwas gerüchtweise. Aber man wußte bloß, daß die Gefangenen dort großen Entbehrungen ausgesetzt waren. Wenn einer nach einem Aufenthalt von nur einigen Monaten zurückkam, sah er schon ausgehungert aus. Aber Näheres war aus diesen Menschen nicht herauszubringen. So war z. B. der Bruder eines Bekannten für einige Zeit in einem Konzentrationslager. Er hat seinem eigenen Bruder nichts von dem erzählt, was er erlebte, obschon er wußte, daß dieser zum Regime feindlich eingestellt war. Das ungeheure Unrecht, das den Juden zugefügt wurde, ist bekannt. Nicht wenige führen das Unglück, das über Deutschland hereingebrochen ist, darauf zurück. Schon die ersten Judenverfolgungen haben seinerzeit selbst Parteigenossen ernüchtert. Die Vergasung und Ermordung von Juden wurde nur gerüchtweise herumgesprochen. Ich hatte davon erst bei einem Zürcher Aufenthalt im Herbst 1944 gehört.

* * *

Der endgültige Zusammenbruch der Partei wurde, obschon er mit der totalen

Niederlage Deutschlands verbunden war, von der übergroßen Mehrheit als Erlösung empfunden. Aber ich habe noch kaum einen Deutschen getroffen, der an die Zukunft Deutschlands wirklich zu denken wagt. Man sieht diese völlig schwarz. Das einzige, was die Menschen zunächst beschäftigt, ist die Angst vor der Kälte und vor der Hungersnot, die auf den kommenden Winter erwartet wird.

Die Kohlenverteilung wird zwar lebhaft gefördert. Man konnte die Kohlen selbst abholen. Ich sah kurz vor meiner Abreise an einem Sonntagmorgen den Dekan einer Fakultät mit einem Leiterwagen und Säcken. Auch er ging Kohle holen.

Es wurden ferner reichlich Beeren eingemacht; es gab dazu wieder Zucker. Man pflanzte massenhaft Gemüse. Aber man weiß, daß es wenig Milchprodukte geben wird. Auf dem Großmarkt wird jeweils vorneweg ein Großteil für die Besatzungstruppen und für die Ausländer beschlagnahmt; den Rest der an sich schon spärlichen Anfuhr erhält die Bevölkerung. Die plündernden Fremdarbeiter haben außerdem viel Vieh abgeschlachtet und dann verderben lassen. Schweinezucht ist fast unmöglich, weil es keine Abfälle gibt. Eine Hungersnot wird wohl kaum zu vermeiden sein; das Sterben an Hunger wird zunehmen, wenn auch vielleicht nicht gerade auf der Straße. Zur Verhütung von Seuchen darf schon seit Monaten kein unabgekochtes Wasser getrunken werden. Die Anfälligkeit für ansteckende Krankheiten hat aber natürlich auch infolge der schlechten Ernährungslage in der Großstadt zugenommen.

Heute seien die Russen in Leipzig. Wie sie das Problem anfassen und lösen werden, weiß ich nicht. Aber meine Erfahrungen lassen mich glauben, daß die Amerikaner als Besatzungsmacht auf ihrem Gebiet das Mögliche tun werden, um Deutschland zu unterstützen, sich aus eigener Kraft zurechtzufinden. Sie werden versuchen, das Chaos, das noch nicht besteht und das auch ihnen keinen Nutzen bringen würde, zu verhüten.